



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 141.

Dienstag, 21. Juni

1927.

(31. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

Roman von Erika Grupe-Vörcher.

(Nachdruck verboten.)

Sie wagte kaum, den Satz weiter auszudenken. Der Alte war zufrieden. Es war ihm lieb, das wertvolle Ding kam ihm aus den Händen. Im Augenblick interessierte ihn der Dieb viel mehr. Er lief aus dem Zimmer und durch den Garten in das Kutscherhaus. Seine Vermutung bestätigte sich: in dem kleinen Zimmer, was Carlos mit einem anderen Diener teilte, herrschte eine greuliche Unordnung; sein Schrank stand weit offen, und mit einem Blick sah man, daß die wenigen Habseligkeiten eilig herausgerissen waren. Der Burleske hatte das Weite gesucht!

Liane stellte die Kassetten auf den Tisch und umschloß sie mit den Armen. Sie legte den Kopf für Sekunden auf die kalte, glatte Platte und schloß die Augen. Alle ihre Gedanken vereinigten sich in der ahnenden, jubelnden Frage: Wenn sich wirklich das wertvolle Gut für den geliebten Mann jetzt wiedergefunden? Um wie viel mehr waren sie beide dann ihrem Glücke näher gekommen! —

Bodo Schürmann hatte mit seiner Mutter und seiner Braut gerade den Palast des Gouverneurs wieder verlassen, als sie durch die ersten Schüsse erschreckt wurden. Sofort ahnte man ausbrechende Unruhen. Der Kutscher dachte auch nichts Gutes, sondern hieb kräftig auf die Pferde ein, so daß man in gestrecktem Trab in die Stadt hineinraste. Feuerschein stieg am Himmel auf. Der Richtung der Schüsse nach, die in Zwischenräumen durch die Nacht schlugen, wurde vorläufig in der Vorstadt Cavite gekämpft; aber wahrscheinlich zog sich der Ring der Aufrehrer dann in weitem Umkreis um die Stadt und verlegte auch die Fahrt zu Schürmanns hinaus. Auch sie rechneten mit der Möglichkeit, das Ripahaus an der Wegbiegung besetzt zu finden und nicht mehr weiter zu können. Deswegen schlug Carmen vor, im Hause ihrer Eltern zu übernachten.

Der weitere Verlauf der Nacht blieb ruhiger, als man zuerst befürchtete. Näheres konnte man nirgends erfahren. Als es Tag wurde, schwirrten die verschiedensten Gerüchte durch die Stadt. Frau Schürmann verabschiedete sich von Torrechons und ließ zuerst an ihrem Stadthause vorfahren, um dort Erkundigung einzuziehen. Dort hatte sich nichts von Bedeutung ereignet. Der Herd der ganzen Unruhen hatte sich auf die Vorstadt Cavite beschränkt. Aber da noch keiner der Herren aus dem Landhause hereingekommen war, wurde Bodo etwas beunruhigt und fürchtete, es hätten sich unangenehme Zwischenfälle vielleicht draußen abgespielt. Man sah dort mit wenigen europäischen Familien immerhin in der Nähe eines unruhigen Eingeborenenstammes.

Frau Schürmann konnte als Hausfrau sich nicht enthalten, noch einen Gang durch die oberen Wohnräume zu machen und den Fortschritt der Ausbesserungsarbeiten zu verfolgen. Bodo drängte immer wieder zur Weiterfahrt.

„Die Arbeiter werden hier oben bald fertig sein“, sagte sie zu ihrem Sohn, während sie die breite Stein-
treppe im Hause herabstiegen. „Das ist mir lieb. Dann werden wir das große Obergeschoß in zwei Wohnungen

einteilen, und du kannst dann bald die Hochzeit ansetzen.“

Er antwortete nicht, sondern stieg schweigend neben ihr hinab.

„Was meinst du? Wir können ja mit Torrechons darüber reden.“

Bodo lachte kurz und scharf auf. „Ich denke nicht daran!“

Die Mutter hemmte den Schritt. „Wie soll ich das verstehen?“ „Nun, ich werde Carmen kaum heiraten!“

Sie preßte die schmalen Lippen zusammen. Ein Ausruf wollte ihr unwillkürlich entfahren; aber sie war eine Meisterin der Selbstbeherrschung, und sie erinnerte sich daran, daß sie sich beide auf der Treppe befanden, wo sie von allen Seiten gehört und beobachtet werden konnten.

Aber als sie dann den Wagen bestiegen hatten, litt es Frau Schürmann nicht länger. „Ich habe deine Äußerung vorhin nicht verstanden, Bodo.“

„Das glaube ich wohl. Du kennst ja auch ihre Ursache nicht!“

Seine Antwort bereitete ihr Unruhe. Stand wieder irgendeine geschäftliche Einbuße bevor? Ihre Begriffe von Glück und Unglück drehten sich nur um Geld und um Besitz. Und das Erdbeben hatte ihnen durch die Zerstörung sehr viel Kosten gebracht.

„Bitte, erkläre dich! Du sprichst in Rätseln. Fasse dich aber kurz!“

„Das kann geschehen! Die ganze Sache mit dem Vermögen der Torrechons ist Schwindel!“

Die alte Dame prallte förmlich zurück. Ihre Hand, mit der sie den Spigenschirm gegen die Sonne im Wagen hielt, zitterte stark. Endlich sagte sie: „Bitte, erläutere mir deine Ansicht. Woher hast du deine Quellen?“

„Von meinem zukünftigen Schwiegervater selber! Ich bin also zuverlässig orientiert.“

Wieder verging eine Weile. Dann fing er an zu berichten: „Während du mit Carmen und der Mutter Torrechon und der Gouverneurin im Palast in der Generalprobe sahest, stahl ich mich unauffällig hinaus. Ich wußte den Gouverneur im Garten. Da wollte ich mich an ihn heranmachen. Es sind Cholerafälle im Innern unserer Insel gemeldet. Ich wollte ihn überreden, unsere große Desinfektionsmaschine, die wir aus Deutschland haben kommen lassen, nach dem Herd der Seuche zu schicken, damit keine Epidemie entsteht. Die Regierung müßte uns ein klotziges Geld für die Entsendung unserer Maschine bezahlen. — Ich hörte Erzählungen mit jemand sprechen, als ich näher kam. Da hielt ich mich zurück und horchte. Und nun hörte ich, daß er mit meinem zukünftigen Schwiegervater sprach. Anscheinend hatte dieser sich ebenfalls aus der Probe herausgestohlen, um seinen Schwager zu sprechen. Es fiel mir nun auf, daß der Gouverneur seine Stimmung plötzlich so gewechselt hatte. Als er uns empfing, war er sehr vergnügt gewesen, denn er liebt es ja sehr, gesellschaftliche Zerstreutungen zu arrangieren. Und dann war es plötzlich mit seiner guten Laune zu Ende. Das hat seinen Grund. Denn dieser Sennor Torrechon scheint ihm die

Rolle als Geldgeber zuzumuten! Scheint ihn bereits öfters drangsalirt zu haben und kam nun wieder wegen einer solchen Sache!"

Frau Schürmann unterbrach ihren Sohn in maßlosem Erstaunen: „Aber ich habe mich doch damals, als ich aus Europa zurückkam, sorgfältig über Torrechons erkundigen lassen. Ich erfuhr von sicherer Seite, daß Torrechon durch Spekulationen stattlich gewonnen hat. Und da Carmen das einzige Kind ist —“

„Diese stattlichen Summen hat Torrechon wohl zum größten Teil in letzter Zeit wieder verloren. Wie es eben bei solchen Leuten geht: sie können die Finger nicht mehr davon lassen, wenn sie einige Male mit Glück gearbeitet haben! Statt, daß sie dann zufrieden sind und die Gelder sicher anlegen, wird von neuem spekuliert und immer waghalsiger! Und da Torrechon kein Kaufmann ist und überhaupt ungeheure Schwankungen im Handel der ganzen Welt in den letzten Wochen Platz gegriffen haben, ist Torrechon bei den Kaffeegeschäften in Brasilien mit hineingerissen worden!“

Die alte Dame versank in kurzes Nachdenken. Ihre Züge wurden strenger und bitterer. „Torrechon hat dir nicht das Mindeste darüber gesagt?“

„Gott bewahre! Er hat sich einen feinen Plan zu-rechtgelegt. Der Gouverneur sollte ihm eine Summe vorstrecken. Die wollte Torrechon mir dann als Carmens Mitgift präsentieren. Und wenn sie fest im Sattel säße, wenn sie erst meine Frau sei, wollte er langsam mit der Wahrheit herausrücken! Was hätte ich dann machen sollen?“

Frau Schürmann lachte kurz und hart auf. „Da wären wir schön hereingefallen! Eine junge Frau, die äußerst verwöhnt ist, die sicher keine Hausfrau ist — nach unseren deutschen Begriffen — und die Ansprüche erheben würde — und dann kein Vermögen —?“

„Ja, die Alten, die Torrechons, hatten die Sache ganz perfide eingefädelt. Der Gouverneur ist selber kein Millionär. Er hätte Carmen niemals diese entliehene Summe schenken können, sondern in absehbarer Zeit zurückhaben müssen. Ich muß sagen, Seiner Excellenz schien dieses Manöver höchst unerquicklich zu sein. Er sagte geradezu, sein Schwager, der Torrechon, habe ihn seinerzeit mit dem Anliegen, ihm aus der Patsche zu helfen, überrumpelt. Er habe nur eingewilligt, um Carmen in diese Partie mit mir hereinzuhelfen, in die sie sich kapriziert habe.“

„Schön kapriziert!“ warf Frau Schürmann ein. — In ihrer klanglosen Stimme lag ein Gemisch von Spott und ingrimmiger Empörung. „Du warst ihr natürlich ein willkommener Freier. Ich war die ganze Zeit, seit Torrechons aus Spanien vor mehreren Jahren hierherkamen, der festen Ansicht, sie seien sehr vermögend. Aber sie haben wohl immer auf viel zu großem Fuß gelebt und dadurch auch anderen Sand in die Augen zu streuen gewußt. — Ihre Chancen verbesserten sich noch, als ihr Schwager als Gouverneur hier auf die Philippinen kam. Man weiß ja, daß die spanischen Beamten manche Geschäfte unterhand vergeben und verschadern. — Das hätte ihr passen können, in unsere große Firma einzuhelren!“

„Nun“, meinte Bodo sarkastisch mit einem gewissen Galgenhumor, „sien wir beide untereinander doch ehrlich, liebe Mutter! Haben wir etwa aus anderen Gründen diese Heirat mit Carmen arrangiert, als um pekuniärer Vorteile willen? Sie schien doch von sämtlichen hiesigen jungen Damen — und es sind ja nicht so viele — diejenige, welche die wohlhabendste Partie sei. Deshalb tut es meinem Herzen auch kein bißchen weh, daß ich nun hinter diesen Trick gekommen bin!“

„Das ist mir lieb. Du wirst dich als mein Sohn erweisen und keine Sentimentalitäten machen. Es ist klar, daß an diese Heirat nun nicht mehr zu denken ist!“

Bodo lachte leise auf. Er wußte selbst nicht, warum ihm so viel leichter ums Herz wurde. „Nein, ich brauche mir ihr Bild, wie es in Romanen heißt, nicht aus dem Herzen zu reißen! Die Sache wird von meiner Seite vollkommen schmerzlos gelöst. Und auch Carmen erweist sich ja durch dies alles als ein viel größerer Verstandesmensch, als sie sich den Anschein gibt. Sie muß sich zum Troste einfach sagen, daß ihre Spekulation auf

mich mißglückt ist. Es war eben ein Babanque-Spiel der Torrechons.“

„Im übrigen werden wir die Lösung des Verlöbnisses zu verdecken wissen. Carmen kann ja eine Reise nach Singapore zu ihren Verwandten unternehmen, um einige Zeit von hier weg zu sein, bis sich der Gesellschaftsklatich gelegt hat. Ich gehe auch mit Liane kurz nach Hongkong hinüber und mache Einkäufe. Dann entgehe ich dem Gefrage hier. Und du hältst dich auf unserem Landhause zurückgezogen. Jetzt in der Sommerglut kann man doch nicht viel Verkehr pflegen.“

Sie besprach dies alles höchst geschäftsmäßig. Bodo hörte schweigend zu. Ganz tief in seinem Herzen begann eine Hoffnung aufzuleben: der Gedanke an Liane! Noch war sie ja frei!

Wenn er sie noch zu gewinnen vermöchte, wenn er seiner Mutter zu trohen wagen würde —?

Den Rest der Fahrt verbrachten sie noch in Erörterung der Angelegenheit, und Frau Schürmann wurde nicht müde, sich von ihrem Sohn die Einzelheiten der Unterhaltung zwischen Seiner Excellenz und Sennor Torrechon schildern zu lassen.

Als sie sich ihrem Landhause näherten, sahen sie den alten Majordomus bereits an der Gartenpforte auf der Landstraße stehen und ihnen entgegenpähen. Die alte, treue Dienerseele! Er lief ihnen mit vor Freude erhobenen Armen einige Schritte entgegen und rief ihnen seine Beruhigung zu, die Herrschaft nach dieser gefahrvollen Nacht unverfehrt jetzt wiederzusehen. Wie es denn hier draußen unterdessen gegangen sei? fragten Schürmanns. Das ließe sich mit wenigen Worten nicht erzählen. Aber während der alte Diener ihnen beim Aussteigen behilflich war, berichtete er schon.

Durch das Geräusch des einfahrenden Wagens aufmerksam gemacht, eilte nun auch Liane herbei. Im Wohnzimmer oben traf sie Tante und Vetter. Es gab ein erregtes Hin- und Herfragen. Frau Schürmann ließ sich von Liane in ihr Schlafzimmer geleiten und verlangte genauen Bericht. Liane erzählte mit Vorsicht. Sie vermied, die Szene mit Trinidad Tajan zu erzählen, deren vermeintliche Attade auf Bodo, und erwähnte nur, daß man durch die wirren Reden einer jungen Westizin auf die bevorstehende Gefahr eines Aufstandes aufmerksam gemacht worden wäre, und wie das Ganze ein zu frühes Vosschlagen gewesen sei, weil Eingeweihte die Leuchtkugeln für das Zeichen zur Revolte gehalten hätten. (Fortsetzung folgt.)

Sommer.

Die Sonne selber ist sein starkes Herz
Und siegend bricht er in der Scholle Tiefe,
Er tritt in Wurzel, Stamm und Krone ein,
Sein heißes Leben strömt in sie wie Wein,
Die Blüte wird der Frucht zur Opfergabe
Und fühlt im Reifen kaum des Weltens Schmerz.
Er ist nicht Liebe nur, er ist die Kraft,
Die Erdenkern durchglüht und Himmelsweiten,
In allen Ädern, die sich wogend breiten,
Steigt sich sein Saft.

Sein ist die Purpurrose und der Dorn!
Sein ist des Morgenhimmels blaue Seide
Und sein der schwarzen Wetter schwüler Zorn,
Der Kinder Gloden-Gludsen auf der Weide,
Das Bienensummen in verträumter Seide.

Sein ist der Reife seligstes Genießen,
Und ihn umspült in gold'nem Aberfließen
Ein Meer von Korn! Karl A. Röntgen

Rosenzeit.

Von Wilhelm Herbert-München.

Frau Martha, die in der äußeren Stadt ein hübsches Haus mit einem sehr schönen Garten besaß, war ungemein sparsam.

Es gefiel ihr deshalb, daß Otto, der sich um ihre Tochter Elisabeth bewarb, allem Anschein nach das Seine sehr sparsam hielt und keine unnötigen Ausgaben machte.

Sie willigte also auch gerne darein, wie er nun eines schönen Tages im Mai kam und um die Hand ihrer Elmschen

bat, die schon vorher mit dem erforderlichen züchtigen Er-
röten gestanden hatte, daß sie ohne ihn nicht leben könne
und daß auch er nicht leben könne ohne sie.

Von diesem Augenblick war Otto natürlich täglicher Gast
im Hause, zumal ja auf seinen besonderen Wunsch die Hoch-
zeit schon in sechs Wochen stattfinden sollte. Denn er sehnte
sich sehr nach einem eigenen Heim — und weil auch Elisabeth
sich bei der vollkommenen Übereinstimmung Beider sehr nach
einem eigenen Heim sehnte und weil Frau Martha von
langen Verlöbnißnissen nichts hielt, wurde beschlossen, die Hoch-
zeit schon für Ende Juni anzusetzen.

„Denn“ sagte Frau Martha, „mit der Brauttschaft ist es
wie mit den Gummibändern. Wenn man sie zu lang trägt,
dann dehnen sie sich allzu sehr aus und dann taugen sie nichts
mehr.“

Otto war der liebevollste, feurigste und aufmerksamste
Bräutigam, den man sich vorstellen kann.

Er kam nie ohne einen kleinen oder größeren Rosen-
strauß, worüber Elisabeth natürlich sehr entzückt war. Bald
stand die ganze Wohnung voll frischer, halbfrischer, welkender
und verwelkter Rosen und außerdem hatte sie schon gepresste
Rosen in allen Büchern und Rosenblätter in verschiedenen
Flaschen angelegt, wo sie Rosenwasser destillierte, das ja —
so bemerkte Frau Martha zustimmend — ebenso gut und
billiger war wie gekauftes.

Auch Frau Martha war von der Aufmerksamkeit Ottos
selbstverständlich erfreut. Aber doch war diese Freude nicht
so rein wie ihr Wohlgefallen an seinen sonstigen Eigenschaften.

„Dieses Rosenbringen übertreibt er“, bemerkte sie wieder-
holt. „Sie kosten ihn doch eine Kasse Geld. Ich hätte ihn
für klüger und sparsamer gehalten. Hoffentlich lernt er nicht
dadurch das Verschwenden. Du solltest doch einmal mit
ihm darüber sprechen, Elisabeth — nicht, daß er sich das so
angewöhnt und es später auf andere Dinge überträgt!“

Elisabeth versprach zwar, mit Otto zu reden. Sie tat es
aber nicht. Denn erstens freuten sie die mitgebrachten Rosen
und die dadurch bekundete innige Liebe zu sehr, und dann
wollte sie ihren Bräutigam nicht kränken und drittens wußte
sie, daß er als Ehemann ja doch unter ihrer umsichtigen
Pflege und Leitung kein Verschwender werden würde.

So kam denn der Hochzeitstag heran, den Otto noch ein-
mal durch einen Rosenstrauß verschönte — selbstverständlich
den größten, prächtigsten und ausgesuchtesten, den er jemals
gebracht hatte.

Als dieser beim Mahl nach Gebühr bewundert wurde,
sagte Frau Martha mit freundlicher Offenheit: „Ich bin aber
doch froh, daß jetzt dieser Rosenkultus ein Ende hat. Denn
es erregte mir immer Unbehagen, zu wissen, lieber Schwieger-
sohn, daß Du dafür so viel Geld ausgegeben hast...“

„Aber“, antwortete der junge Ehemann lächelnd, „ich
habe ja gar kein Geld dafür ausgegeben.“

Alles betrachtete ihn erstaunt.

„Wieso denn das?“ rief Frau Martha verwundert.

„Ich habe nämlich“, sagte er halbblau und schaute etwas
verlegen auf das Tisch Tuch, „alle diese Rosen, liebe Schwieger-
mutter, heimlich aus Deinem Garten... entliehen!“

Ein Sturm schallenden Gelächters brauste durch das
Hochzeitszimmer.

„Aber, Otto...“ lispelte die junge Gattin verschämt.

Nur Frau Martha verzog keine Miene.

„Was Du da getan hast, lieber Schwiegersohn“, erklärte
sie dann mit ernster Würde, „war eigentlich ein Unrecht.
Aber“, ihr Gesicht wurde freundlicher und sie nickte ihm wohl-
wollend zu, „es freut mich doch, daß du so sparsam ge-
wesen bist.“

Sturmflut.

Von Paul A. Smith.

Auf der holländischen Insel Schiermonnikoog war es. —
Wir saßen auf der Terrasse des Strandhotels bei einer
Glasche alten Weins. Zu unseren Füßen türmte sich das Ge-
woge der mächtigen Dünen, in deren Schuß das Hotel dicht
am Strand, und weiter ab nach Süden das Dörfchen geborgen
lagen.

Seit Tagen stürmte es stark aus Nordost. Der Wind
pettschte die Wogenmassen Tag und Nacht auf die schilkenden
Dünen des Strandes zu. Viele Gäste waren wegen des
stürmischen Wetters, das jedes Baden verbot, frühzeitig ab-
gereist. In der vergangenen Nacht hatte der Sturm zum
erstenmal nachgelassen — und war am Morgen zu fast völliger
Windstille abgestorben.

Aber das Barometer stand noch tief. Die Leute im Dorf
trugen sorgenvolle Gesichter zur Schau. Wir hatten einen
alten Fischer, den „Wettermacher“ der Insel, aufgesucht. „Es
wird schlimm!“ — lautete sein düsteres Orakel.

Jetzt war es Abend. Der Wind hatte sich im Spät-

nachmittag wieder erhoben. Singend und brausend pfliff er
um die Glasterrasse und drückte sich stöhnend durch die Ritzen
der Fensterrahmen. Hatte er sich durchgewürgt, sprang er
übermütig über uns und zerzauste uns die Haare.

Es mochte gegen 10 Uhr sein. Draußen lagerte Mondlicht
über Strand und stürmischer Brandung. Wir hatten die
elektrische Tischlampe ausgeschaltet, um das Schauspiel der
Nacht besser verfolgen zu können. Um 2 Uhr nachts war die
Zeit der Flut. Eben schlug die Uhr auf der Terrasse zweimal
hell, silberhell und kündete die Zeit: ½1 Uhr. Da kam der
Kellner. „Das Wasser steigt!“ Seine Worte fielen hart und
dunkel in die Stille unseres Beisammenseins. Das Wasser
steigt. Mehr denn drei Stunden vor der Zeit. Was soll das?
„Sturmflut?“ fragte einer von uns. Der Kellner reichte
ihm schwer das gleiche Wort zurück. Nur nicht mehr
fragend, sondern bang befürchtend. Draußen aber preßte der
Wind mit aller Macht gegen die Scheiben, sprang fauchend
zur Höhe über das Dach — irgendwo flirrte ein Fenster —
und warf jäh und nachdrücklich die Antwort in unseren selbst-
sam schweisigen Kreis.

Es hielt uns nicht mehr in der Enge des geschlossenen
Raums. Wir leerten unsere Gläser und gingen ins Freie.
Huiiii, sprang uns auf der breiten Treppe der Wind an.
Orkanartig brauste er an den Mauern des Hotels vorbei über
die Insel fort. Wir schritten zum Strand hinunter. Alle
Strandkörbe waren fortgeschafft. Der Badestrand stand schon
unter Wasser, der Anlegesteg des Salonbampfers war über-
schwemmt. Grüngras und versilbert vom Mondlicht stürmten
die Wassermassen in verbissenem Trok gegen die Dünen an.
Zischend verschäumten sie, um von einer neu heranstürmenden
bedeckt zu werden. Höher und höher leckten die feinen
Zungen des Wassers. Steiler und steiler bäumten sich die
Wogen unter der Peitsche des Windes. Perlengeschmeide
blikten in der Nacht, wenn Mondlicht sich in tausend sprühenden
Wassertropfen spiegelte. Draußen aber brodelte wild
und ungestüm die entfesselte See.

Eine Gruppe Fischer verfolgte sorgsam jedes Steigen der
Flut. Wir mußtens zurückweichen vor dem Vorwärts des
Wassers. Wieviel Schiffe mochten draußen im Hexenzessel
des Meeres hilflos den entfesselten Gewalten der Nacht
preisgegeben sein, ohne daß Rettung kam, ohne daß sie eine
Insel hatten, eine Insel der Stille, auf die sie zurückweichen
konnten. Fruchtlos gellte ihr Hilfschrei S-O-S in die
Dunkelheit.

Da — die ersten Wogen spritzten über die Dünen und
verliefen sich zur Insel zu. Jetzt wieder und wieder. Die
Fischer laagten angstgebeht dem Dorfe zu, die furchtbare
Nachricht zu künden, und zu retten, was zu retten war aus
den unteren Stockwerken der Häuser. Jetzt schäumte die erste
Sturzwelle über den weichen Scheitel der Düne. Eine zweite,
drei — immer neue. Wir flüchteten die breite Terrassen-
treppe des Hotels hinauf. Die Terrasse lag verödet. Alle
Angestellte des Hotels leerten in fieberhafter Arbeit die
Keller aus.

Vom geöffneten Terrassenfenster aus verfolgten wir die
Bewegungen des Wassers. Wenn der Wind aufatmete, um
zu neuem Stoß anzusetzen, hörte man den Klang der Dorf-
kirchenglocke in der Nacht. Man läutete Sturm. Die Wiesen,
die sich vom Hotel zum Dorf erstreckten, waren in wilde
See verwandelt. Unter uns leckten die Wellen an den
Grundmauern des Hotels. Aber das Wasser schien nicht mehr
zu steigen. Hinter uns schlug die silberne Terrassenröhre
zweimal. Gegen drei Uhr war die Wucht des Wetters ge-
brochen. Der Sturm ließ nach, die Flut der heranstürmenden
Wellen wurde ruhiger. In höchster Not hatte ein gütiges
Schicksal Rettung gesandt.

Zur Dämmerung verlief sich das Wasser langsam. Auf
der untersten Stufe der Terrassentreppe konnte man schon
trockenen Fußes stehen.

Im Frühlicht des jungen Tages irrte der Blick über zer-
stücktes Land. Die Wiesen der Insel standen teils unter
Wasser, teils zeigten sie statt des fatten Grüns ein trostloses
Braun aufgewühlten Schlammes. Die Keller des Hotels
waren unter Wasser. Der Landungssteeg war fortgespült.
Bretter, Planken und schwere Bohlen lagen zerstreut über den
nassen Gipfeln der Dünen. Im Dorf zeigten eingestürzte
Fachwerkwände von der Wucht des nächtlichen Wogensturms.
Ertrunkene Tiere stierten mit globenden Augen in den
kommenden Tag. Überall, wo aßtern blühendes Leben
strahlte, ähnte Untergang und Zerstörung.

Aber da die Sonne zum Zenith stieg, sah man tausend
fleißige Hände Ordnung schaffen, wo das Meer sinnlos ge-
wüthet hatte.

Drei Tage später trug man Ertrunkene zu Grab. Er-
trunkene, die das Meer angepökt. Wieder läuteten die
Glocken des Kirchleins. Aber sie läuteten nicht Sturm,
sondern Frieden.

Draußen aber brodelte das Meer fern und rätselvoll.



Kindergesellschaften.

Ihr Für und ihr Wider.

Wenn man einmal die Frage aufwirft, ob unsere Kinder schon ihre eigene Geselligkeit haben sollen, so trifft man in vielen Fällen auf energische Ablehnung. Mit Recht wird gefordert, daß man Kinder so lange wie möglich Kinder und nur Kinder sein lassen und ihnen ihre unverbildete Natürlichkeit erhalten soll, die durch gesellige Veranstaltungen und den damit verbundenen Wettstreit in Bezug auf Kleidung, Darbietungen und Bewirtung usw. nur leiden könne. Man solle unsere Kinder mit ihnen an und für sich schon so wenig widerstandsfähigen Nerven nicht überreizen und ihnen die Fähigkeit, zu genießen, nicht schon durch Übersättigung in der Jugend rauben, indem man die Einrichtungen der Erwachsenen nachahmen läßt. Und zu alledem bedeuteten diese Kindergastereien eine Erziehung zu Luxusbedürfnissen, die sich mit unserer allgemeinen Notlage nicht vereinbaren lassen.

Diese Einwände erfahrener Pädagogen sind gewiß berechtigt; trotzdem wird man in der Praxis nicht ganz um die „Kindergesellschaft“ herumkommen, und trotzdem lassen sich auch einige Gründe zu ihrer Rechtfertigung anführen. Gretchen, Hilde und Lisa, oder auch Max und Hans, oder wie unsere Lieblinge sonst heißen, gehen doch z. B. zur Schule oder haben sonst Freundschaft mit Altersgenossen geschlossen, von denen sie — etwa zum Geburtstag — eingeladen werden. Sie haben auch ihrerseits Geburtstag, zu dem sie sich gerne ein paar Spielgefährten einladen möchten, oder auch sonst wollen sie gerne einmal einen Nachmittag zusammen sein. Das ist ganz natürlich und verständlich, und es ist nicht nur harmlos, sondern sogar ganz nützlich, wenn unsere Kinder eine vernünftig gestaltete, bescheidene Gastfreundschaft üben lernen. Auch hier heißt es „Jung gewohnt, alt getan.“ Manches Mädchen, das in seiner Kindheit schon lernte, einen Tisch nett zu decken, seine kleinen Gäste anmutig zu bewirten und zu unterhalten, wird diese in der Jugend erworbene Geschicklichkeit vielleicht später in der Ehe, wenn die Stellung des Mannes Geselligkeit zu pflegen notwendig macht usw., sehr gut gebrauchen können. Und noch ein erzieherisches Moment kann in einer richtig geführten Kindergesellschaft liegen: Manches kleine „Rauhbein“ von Knabe, mancher geborene Egoist kann hierbei zu milderen Sitten geführt und gewöhnt werden, auch einmal Verzicht zu üben zum Wohle der Allgemeinheit, und was dergleichen erzieherische Möglichkeiten mehr sind. Man kann also die Kindergesellschaft an sich und so ohne weiteres nicht verdammen, es kommt nur darauf an, daß sie richtig gehandhabt wird, und das wird die Aufgabe der vernünftigen und geschickten Mutter sein.

Das oberste Gesetz sei Einfachheit und Natürlichkeit, damit die Kinder sich ungeniert bewegen und unbefangen geben können. Das schließt natürlich nicht aus und soll nicht ausschließen ein gewisses Festlich-Gestalten des Ereignisses, denn Kinder brauchen Freude und das Gefühl, daß sie etwas Besonderes erleben. Nie aber darf diese Festlichkeit zu Luxus ausarten, und nie darf sie ohne eigenes Zutun und eigene Leistung der kleinen Teilnehmer erreicht werden.

Der beste Zeitpunkt für die Kindergesellschaft ist der frühe Nachmittag und Abend, so etwa von 3 bis 7 Uhr. Da können die Schularbeiten erledigt sein, falls es nicht gerade günstigerweise überhaupt ein schulfreier Nachmittag ist — und wenn dann das schwierige Abschiednehmen bis spätestens 1/8 Uhr beendet ist, dann bleibt noch eine Beruhigungsphase übrig, und trotzdem können die Kinder zur gewohnten Zeit in ihren Betten liegen.

Die Bewirtung sei so einfach wie möglich. Nichts ist schädlicher, als das Sich-Überbieten mit Genüssen aller Art, das den Magen überladet und den Kindern das Gefühl für den Wert der Dinge verschleiert. Kinder sind überdies von Natur gar nicht so materiell, daß ihnen das Essen und Trinken die Hauptsache wäre, das gewöhnen wir Großen ihnen meist erst an. Die Torten oder die bunte Schüssel vom Konditor, Eis, allerlei Delikatessen, womöglich Süßwein oder Bowle: welcher schädliche und törichte Überfluß! den man leider so oft antrifft. Das Geld hierfür könnte für den Gastgeber und für die Mägen der kleinen Gäste besser angewandt werden! Schokolade und eine Sorte Kuchen, eine leichte harmlose Süßspeise, allenfalls belegte Brötchen und Obst —

das genügt vollständig und erfüllt seinen Zweck ohne Schädigungen.

Was fängt man nun an mit einer solchen Kindergesellschaft? Das kommt natürlich auf die Räumlichkeiten an, die zur Verfügung stehen, auf das Wetter, auf die Kinder selber. Man kann Spiele im Freien veranstalten, bei denen man Preise aussetzt. Man kann erzählen, die Kinder Theater spielen lassen, Bilder malen und ausschneiden lassen, mit Puppen wirtschaften usw. ganz nach Bedarf, Geschick und Neigung. Immer aber sollte man ein festes Programm haben, von dem freilich die Kinder selber nicht allzuviel merken dürfen, damit sie sich nicht gezwungen fühlen. Man muß überhaupt immer im Hintergrunde bleiben und den Kindern so viel Spielraum und Unbefangenheit wie möglich lassen. Andererseits aber ist es auch falsch, wenn die Mutter des Gastgeber-Kindes denkt, mit möglichst reichlicher Versorgung seien ihre Pflichten erschöpft, und die Kinder völlig sich selber überläßt. Das gibt meist ein zielloses Herumwursteln, bei dem die Kinder sehr bald nicht mehr wissen, was sie anfangen sollen, und von Unbeschäftigtheit zur Ungezogenheit, zu Streitigkeiten und allerlei Dummheiten ist nur ein sehr kurzer Weg.

Man muß die Lust und die Fähigkeit haben, sich mit den Kindern zu beschäftigen, auf ihre Gedanken und Wünsche einzugehen und sie doch richtig zu leiten, dann kann die Kindergesellschaft bei aller Einfachheit des Zuschnitts „wunderschön“ sein, und die leuchtenden Augen und das widerstrebende Abschiednehmen der kleinen Gäste sind dann unter bester Lohn und Erfolg. Mutter Gustel.

Zehn Gebote für eine glückliche Ehe.

1. Ziehe dich auch nach der Hochzeit für deinen Mann ordentlich an. Bedenke, daß, wenn du ihn geheiratet hast, du ihn für dein ganzes Leben fesseln sollst.
2. Schenke deiner Frau in jeder Woche einmal eine Kleinigkeit, die sie sich wünscht, und mache ihr ebenso oft ein Kompliment. Frauen wollen stets etwas Angenehmes hören, . . . sagt es nicht der eigene Mann, muß es eben ein anderer tun.
3. Laß deinen Mann niemals merken, daß du auf seine Zeit und seine Seele Bescheid legst. Nichts kann ein Mann so wenig vertragen als den Gedanken, durch die Ehe gefesselt zu sein.
4. Du sollst nicht an deiner Frau Dinge tadeln, die du an anderen Frauen lobst. Wenn es dir gefällt, daß andere Frauen sich die Lippen schminken, verbiete es nicht der eigenen.
5. Stelle niemals andere Dinge und Ereignisse höher als alles, was deinen Mann angeht. — Falle ihm aber dennoch nicht mit deiner Fürsorge zur Last. Männer lieben es nicht, wie kleine Kinder gegängelt zu werden.
6. Zeige dich deiner Frau gegenüber nicht feige. Wenn sie merkt, daß du ihr Schutz bist, wird sie nicht aufhören, dich zu bewundern.
7. Verstehe, daß in jedem Mann ein Teil Kindlichkeit übriggeblieben ist. Mache ihm keinen Vorwurf daraus, selbst wenn er einmal etwas getan hat, was nicht in deinem Sinn ist. Alle Männer hassen Vorwürfe.
8. Bleibe ritterlich auch gegen deine Frau. Es ist die einzige Gelegenheit, ihr zu beweisen, daß du nie aufgehört hast, sie zu begehren. So wie du deine Frau behandelst, so handelst sie.
9. Zeige dich nicht abhängig von deinem Manne in deinem Denken, in deinen Interessen, sondern beweise, daß du ein selbständiger Mensch bist, eine Kameradin und Gefährtin, mit der er in schwierigen Lagen des Lebens rechnen kann.
10. Mann und Frau! Laßt euch im Zorn nicht zu gehässigen, bösen Worten hinreißen. Bedenkt, daß ein grobes, häßliches Wort mehr brennt und tiefer schmerzt als manche Wunde.

Praktische Winke.

Wenn man Öl aufbewahrt, darf man die Flasche, in der man es stehen hat, nie fest verschließen, sonst bekommt es leicht einen muffigen Geschmack. Ein loser Wattepfropfen als Verschluss genügt, oder auch nur die Staniolskapel einer Weinflasche, in die man mit einer dicken Stopfnadel einige Luftlöcher bohrt.